

Holly Black · Weißer Fluch

cbt



DIE AUTORIN

Holly Black lebt mit ihrer Familie und vielen Tieren in Massachusetts. Seit sie 2002 den Roman *Elfentochter* veröffentlichte, der von der American Library Association als »Best Book for Young Adults« ausgezeichnet wurde, lebt sie als freischaffende Autorin und schlägt die internationale Presse und ein riesiges Publikum in den Bann. Mit *Weißer Fluch* schuf sie den Beginn einer neuen großen Jugendbuchtrilogie.

Von Holly Black sind außerdem bei cbt erschienen:

Elfentochter (30354)

Elfenherz (30625)

Elfenkönigin (30457)

HOLLY BLACK

**WEISSER
FLUCH**

Aus dem Amerikanischen
von Anne Brauner

cbt



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Erstmals als cbl Taschenbuch Januar 2014
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2010 by Holly Black
Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »The Curse Workers – White Cat«
bei Margaret K. McElderry Books,
an imprint of Simon & Schuster Children's
Publishing Divisions, New York.
© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe
cbl Verlag in der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Übersetzung: Anne Brauner
Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung,
Bielefeld, unter Verwendung einer Fotografie
von © Michael Frost
he · Herstellung: kw
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-570-30805-9
Printed in Germany

FÜR ALLE ERFUNDENEN KATZEN,
DIE ICH IN ANDEREN BÜCHERN HABE STERBEN LASSEN.

ERSTES KAPITEL

ALS ICH AUFWACHE, STEHE ICH barfuß auf kalten Schieferziegeln. Benommen schaue ich nach unten. In abgerissenen Zügen atme ich die eiskalte Luft ein.

Über mir sind Sterne. Unter mir steht die Statue von Colonel Wallingford, was bedeutet, dass ich den Schulhof vom Giebel der Smythe Hall aus betrachte, wo mein Schlaftrakt liegt.

Ich kann mich nicht daran erinnern, die Stufen zum Dach erklommen zu haben. Ich weiß noch nicht einmal, wie man dorthin kommt, wo ich jetzt bin. Das ist ein Problem, denn schließlich muss ich wieder zurück, und zwar möglichst, ohne zu sterben.

Ich versuche, still zu stehen. Ich darf nicht zu heftig einatmen. Ich klammere mich mit den Zehen an den Schiefer.

Die Nacht ist ruhig, so mitternachtsstill und leise, dass die kleinste Bewegung, jedes nervöse Atmen, ein Echo hervorruft. Als die schwarzen Kronen der Bäume über mir rauschen, zucke ich überrascht zusammen. Mein Fuß rutscht über etwas Matschiges. Moos.

Ich versuche, das Gleichgewicht wiederzuerlangen, aber meine Beine geben nach.

Meine Finger greifen ins Leere, meine nackte Brust knallt auf Schiefer. Mit der Hand pralle ich auf spitzes Kupferblech, aber ich spüre den Schmerz kaum. Als ich mit den Beinen ausschlage, treffe ich einen Schneefang; ich stemme mich mit den Zehen dagegen und versuche, Halt zu finden. Erleichtert lache ich auf, obwohl ich so sehr zittere, dass an Klettern nicht zu denken ist.

Vor Kälte werden meine Finger taub. Mein Hirn singt im Adrenalinrausch.

»Hilfe«, sage ich leise und spüre, wie verrücktes Gelächter in meine Kehle sprudelt. Ich beiße mir in die Wange, um es zu unterdrücken.

Ich kann nicht um Hilfe rufen. Ich darf nicht auf mich aufmerksam machen. Das wäre das Ende meiner sorgsam gewahrten Fassade eines ganz normalen Jungen. Schlafwandeln ist Kinderkram, sonderbar und peinlich.

Im Dämmerlicht lasse ich den Blick über das Dach schweifen. Wie sind die Schneefänge verteilt? Diese kleinen dreieckigen Plastikdinge sollen verhindern, dass der

Schnee in Lawinen herunterkommt. Für mein Gewicht sind sie nicht geschaffen. Vielleicht kann ich nach unten klettern, wenn ich an ein Fenster herankomme.

Ich strecke einen Fuß aus und hangele mich so schlängelhaft wie möglich zum nächsten Schneefang. Der Schiefer zerkratzt mir den Bauch, denn einige Ziegel sind gesprungen und schief. Ich trete auf den Schneefang, dann auf den nächsten und weiter bis an den Rand des Daches. Doch die Fenster liegen zu weit unten und ich kann nirgends mehr hin; deshalb beschließe ich keuchend, lieber den Spott zu ertragen, als zu sterben.

Ich atme dreimal hastig die kalte Luft ein und schreie los.

»Hey! Hallo! Hilfe!« Die Nacht schluckt meine Stimme. Ich höre das ferne Rauschen der Motoren auf dem Highway, aber kein Geräusch aus den Zimmern unter mir.

»HEY!« Diesmal brülle ich aus vollem Hals, so laut, dass die Worte meine Kehle wund kratzen. »Hilfe!«

In einem Zimmer geht das Licht an, und ich sehe, wie jemand die Hände gegen die Fensterscheibe drückt. Kurz darauf wird das Fenster geöffnet. »Hallo?«, kommt es verschlafen von unten. Einen Augenblick lang erinnert mich die Stimme an die eines anderen Mädchens. Doch dieses Mädchen ist tot.

Ich lasse meinen Kopf über die Seite hängen und setze ein möglichst bekümmertes Lächeln auf, damit sie nicht ausrastet. »Hier oben«, sage ich, »auf dem Dach.«

»Oh mein Gott!«, keucht Justine Moore erschrocken.

Willow Davis kommt ans Fenster. »Ich hole den Hausvorsteher.«

Ich schmiege die Wange an die kalten Ziegel und rede mir ein, dass alles in Ordnung ist, dass es kein Fluch ist, dass alles gut wird, wenn ich nur ein wenig länger ausharre.

Unter mir strömen die Schüler aus den Schlaftrakten zusammen.

»Spring!«, ruft ein Idiot. »Tu's doch!«

»Mr Sharpe?«, ruft Dekan Wharton. »Kommen Sie sofort da runter, Mr Sharpe!« Sein Silberhaar steht zu Berge, als hätte er einen Stromschlag erhalten, sein Morgenmantel ist auf links gezogen und nachlässig zugebunden. Die ganze Schule kann seine Feinrippunterhose sehen. Im selben Moment wird mir bewusst, dass ich nur Boxershorts an habe. Wenn er sich lächerlich macht, dann ich erst recht.

»Cassel!«, schreit Ms Noyes. »Cassel, spring nicht! Ich weiß, es war in letzter Zeit nicht einfach ...« Sie bricht ab, als wüsste sie nicht, wie der Satz weitergehen soll. Wahrscheinlich versucht sie, sich zu erinnern, was nicht so einfach gewesen wäre. Meine Noten sind gut. Mit den anderen komme ich auch klar.

Ich schaue wieder nach unten. Handykameras blitzen. Die jüngsten Schüler hängen aus den Fenstern des benachbarten Strong House, während die älteren in Schlafanzügen und Nachthemden auf dem Rasen rumstehen, obwohl die Lehrer verzweifelt probieren, sie wieder reinzuschleichen.

Ich schenke ihnen mein schönstes Grinsen. »Cheese«, sage ich leise.

»Kommen Sie runter, Sharpe«, brüllt Dekan Wharton. »Ich warne Sie!«

»Es geht mir gut, Ms Noyes«, rufe ich. »Ich weiß nicht, wie ich hier raufgekommen bin. Schlafwandelnd wahrscheinlich.«

Ich hatte von einer weißen Katze geträumt. Sie beugte sich über mich und atmete tief ein, als wollte sie mir die Luft aus den Lungen saugen. Stattdessen biss sie mir die Zunge ab. Es tat nicht weh, aber ich wurde von Panik überschwemmt, ja erstickt. Im Traum war meine Zunge ein zuckendes rotes Ding, so groß wie eine Maus und feucht – die Katze hatte sie im Maul. Ich wollte sie wiederhaben. Ich sprang aus dem Bett, um die Katze zu fangen, aber sie war zu dünn und zu schnell. Ich jagte hinter ihr her. Und schon balancierte ich auf einem Schieferdach.

In der Ferne heult eine Sirene, sie kommt näher. Meine Wangen tun weh vom Dauergrinsen.

Schließlich steigt ein Feuerwehrmann eine Leiter hoch und holt mich runter. Sie hüllen mich in eine Decke, aber ich kann ihre Fragen nicht beantworten, so sehr klappern meine Zähne. Als hätte die Katze mir wirklich die Zunge abgebissen.

Bei meinem letzten Besuch im Büro der Schulleiterin kam ich in Begleitung meines Großvaters, um mich anzumelden. Ich weiß noch, wie er Pfefferminzbonbons aus einer

Kristallschale in seine Jackentasche beförderte, während Dekan Wharton erklärte, was für einen anständigen jungen Mann sie aus mir machen würden. Die Kristallschale wanderte in die andere Jackentasche.

Jetzt sitze ich in demselben grünen Ledersessel, in die Decke gehüllt, und zupfe an dem Verband um meine Hand. Wirklich, ein anständiger junger Mann.

»Schlafwandeln?«, fragt Dekan Wharton. Mittlerweile trägt er einen braunen Tweedanzug, aber die Haare stehen immer noch zu Berge. Er lehnt an einem Regal mit angestaubten Konversationslexika und streicht mit einem behandschuhten Finger über ihre bröckeligen Einbände.

Mir fällt auf, dass eine neue, billige Glasschale mit Pfefferminzbonbons auf dem Schreibtisch steht. Mein Kopf tut weh; ich wünschte, die Bonbons wären Aspirintabletten.

»Ich habe früher mal geschlafwandelt«, erkläre ich. »Aber das ist lange nicht mehr vorgekommen.«

Nachtwandeln ist gar nicht so außergewöhnlich bei Kindern, vor allem bei Jungen. Das habe ich im Internet herausgefunden, nachdem ich mit dreizehn in unserer Einfahrt aufgewacht war. Meine Lippen waren blau vor Kälte, und ich hatte das unheimliche Gefühl, gerade von irgendwoher zu kommen, woran ich mich nicht erinnern konnte.

Hinter den Bleiglasfenstern taucht die Morgensonne die Bäume in goldenes Licht. Ms Northcutt, die Rektorin, hat verquollene, rot geränderte Augen. Sie trinkt Kaffee aus einem Becher mit dem Wallingford-Logo, den sie so fest

umklammert, dass der Handschuh über ihren Knöcheln spannt.

»Ich habe gehört, Sie hatten Probleme mit Ihrer Freundin«, sagt Schulleiterin Northcutt.

»Nein«, widerspreche ich. »Das stimmt nicht.« Audrey hatte nach den Weihnachtsferien mit mir Schluss gemacht, weil sie meine schlechte Laune nicht mehr ertragen konnte. Ich kann schließlich keine Probleme mit einer Freundin haben, mit der ich gar nicht mehr zusammen bin.

Die Rektorin räuspert sich. »Es gibt Schüler, die behaupten, Sie würden ein Wettbüro betreiben. Sind Sie irgendwie in Schwierigkeiten? Haben Sie Schulden?«

Ich senke den Blick und unterdrücke ein Lächeln, als sie mein kleines kriminelles Unternehmen erwähnt. Dabei handelt es sich nur um ein paar Fälschungen und ein wenig Buchmacherei. Echten Betrug kann man das nicht nennen. Ich habe noch nicht mal den Vorschlag von meinem Bruder Philip aufgegriffen, die Minderjährigen hier mit Alkohol zu beliefern. Außerdem bin ich mir ziemlich sicher, dass die Schulleiterin sich nicht für die paar Wetten interessiert. Trotzdem bin ich froh, dass sie nicht weiß, wie heiß die Wetten darauf sind, welche Lehrer es miteinander treiben. Northcutt und Wharton, das wäre weit hergeholt, aber das hält die Leute nicht davon ab, gutes Geld darauf zu verwetten. Ich schüttele den Kopf.

»Leiden Sie in letzter Zeit unter Stimmungsschwankungen?«, fragt Dekan Wharton.

»Nein«, antworte ich.

»Irgendwelche Ess- oder Schlafstörungen?« Er hört sich an, als würde er aus einem Ratgeber zitieren.

»Das Problem betrifft tatsächlich mein Schlafverhalten«, sage ich.

»Was wollen Sie damit sagen?« Ms Northcutt klingt auf einmal hellwach.

»Gar nichts! Außer dass ich geschlafwandelt bin und nicht versucht habe, mich umzubringen. Selbst dann würde ich nicht vom Dach springen. Und wenn ich doch vom Dach springen wollte, würde ich mir vorher eine Hose anziehen.«

Die Rektorin trinkt einen Schluck Kaffee. Ihr Griff hat sich entspannt. »Unser Anwalt hat mich angewiesen, Sie nicht mehr im Schlaftrakt übernachten zu lassen, es sei denn, Sie können ein ärztliches Attest anbringen, dass so etwas nicht mehr vorkommen wird. Ehe das nicht geklärt ist, stellen Sie ein zu hohes Risiko für unsere Haftpflichtversicherung dar.«

Ich hatte erwartet, dass Sie mir einen Haufen Mist erzählen würden, aber mit solchen Folgen habe ich nicht gerechnet. Mit einer Strafpredigt ja, möglicherweise sogar mit einem Tadel. Ich bin erst mal zu geschockt, um etwas zu sagen.

»Aber ich hab doch gar nichts verbrochen«, sage ich schließlich.

Das ist natürlich dumm. Als ob man bekommen würde, was man verdient. Abgesehen davon habe ich jede Menge verbrochen.

»Ihr Bruder Philip wird Sie abholen«, sagt Dekan Wharton. Als er einen Blick mit der Leiterin tauscht, fasst er sich unwillkürlich an den Hals, wo ich eine bunte Schnur und den Umriss des Amuletts unter seinem weißen Hemd entdecke.

Verstehe. Sie fragen sich, ob mich jemand bearbeitet hat, ob es ein Fluch war. Es ist kein großes Geheimnis, dass mein Großvater als Todeswerker für die Zacharov-Familie gearbeitet hat. Die schwarzen Stummel anstelle seiner Finger sind der Beweis. Und wenn sie Zeitung lesen, wissen sie auch über meine Mutter Bescheid. Mr Wharton und Ms Northcutt brauchen nicht sonderlich viel Fantasie, um alles und jedes, was ihnen an mir komisch vorkommt, auf die Fluchmagie zu schieben.

»Sie können mich nicht wegen Schlafwandeln rauswerfen.« Ich stehe auf. »Das ist doch nicht legal. Bestimmt diskriminieren Sie damit ...« Ich höre auf zu reden, weil mir für einen Moment mulmig wird, als ich mich selbst frage, ob mich jemand verflucht hat. Rückblickend versuche ich, mich zu erinnern, ob mich eine Hand gestreift hat, aber mir fällt wirklich niemand ein, der mich ohne Handschuhe berührt haben könnte.

»Über deine Zukunft hier in Wallingford haben wir noch nicht endgültig entschieden.« Die Schulleiterin blättert in den Unterlagen auf ihrem Schreibtisch. Der Dekan gießt sich einen Kaffee ein.

»Ich kann immer noch als Tagesschüler kommen.« Ich möchte nicht in einem leeren Haus schlafen oder bei ei-

nem meiner Brüder unterkriechen müssen, aber so wird es kommen. Ich werde alles dafür tun, damit mein Leben so bleibt, wie es ist.

»Gehen Sie auf Ihr Zimmer und packen Sie ein paar Sachen. Betrachten Sie sich als krankgeschrieben.«

»Aber nur bis ich das Attest anbringe«, sage ich.

Da ich keine Antwort bekomme, stehe ich noch kurz unbeholfen herum und gehe dann.

Verschwendet nicht zu viel Mitleid an mich. Dies ist die nackte Wahrheit: Mit vierzehn habe ich ein Mädchen getötet. Sie hieß Lila, sie war meine beste Freundin und ich habe sie geliebt. Trotzdem habe ich sie umgebracht. Vieles an diesem Mord ist in meiner Erinnerung verschwommen, aber meine Brüder haben mich gefunden, wie ich über ihrer Leiche stand, mit Blut an den Händen und einem seltsamen Lächeln auf den Lippen. Ich selbst erinnere mich vor allem an das Gefühl, das ich hatte, als ich auf Lila herunterblickte – diese fröhliche Genugtuung, irgendwie davongekommen zu sein.

Außer meiner Familie – und mir natürlich – weiß niemand, dass ich ein Mörder bin.

Da ich das aber lieber nicht wäre, verbringe ich die meiste Zeit in der Schule damit, zu lügen und so zu tun als ob. Es ist sehr mühsam, sich als eine Person auszugeben, die man nicht ist. Ich denke nicht darüber nach, welche Musik ich mögen könnte; ich überlege, welche Musik ich hören *sollte*. Als ich noch eine Freundin hatte, wollte ich sie

unbedingt davon überzeugen, dass ich der Typ war, den sie sich wünschte. In einer Menschenmenge warte ich erst ab, bis ich herausgefunden habe, wie man sie zum Lachen bringt. Glücklicherweise bin ich im Lügen und Mogeln besonders gut.

Wie gesagt, ich habe jede Menge verbrochen.

Noch immer in die Decke des Feuerwehrmannes gehüllt, tappe ich barfuß über den sonnenbeschienenen Hof und hoch in mein Zimmer. Sam Yu, mein Mitbewohner, schlingt gerade eine schmale Krawatte um den Kragen eines zerknitterten Hemdes. Erstaunt schaut er hoch.

»Mir geht's gut«, sagte ich erschöpft. »Falls du mich das fragen wolltest.«

Sam steht auf Horrorfilme, gleichzeitig ist er ein Hardcore-Naturwissenschaftler. Er hat unser Zimmer mit glupschäugigen Alienmasken und blutbespritzten Postern tapeziert. Seine Eltern wollen, dass er auf die Technische Hochschule geht und danach zu einem gut positionierten Pharmaunternehmen. Er selber möchte zum Film, Abteilung Spezialeffekte. Obwohl er aussieht wie ein Bär und von Theaterblut besessen ist, hat er seinen Standpunkt bisher nicht einmal so weit klargemacht, dass seine Eltern gemerkt hätten, dass sie sich mit ihrem Sohn nicht einig sind. Ich möchte gerne glauben, dass wir Freunde sind.

Wir hängen nicht oft mit denselben Leuten rum, aber das macht die Sache mit der Freundschaft einfacher.

»Ich wollte nicht ... was immer du denkst, was ich vorhatte ...«, erkläre ich. »Ich will nicht sterben oder so.«

Sam lächelt und zieht seine Wallingford-Handschuhe an. »Ich wollte eigentlich nur sagen: Gut, dass du nicht nackt schläfst!«

Ich werfe mich schnaubend auf mein Bett. Das Gestell protestiert quietschend. Neben meinem Kopf liegt ein neuer Briefumschlag mit einem Code, der bedeutet, dass ein Neuntklässler fünfzig Dollar auf den Sieg Victoria Quaronis bei der Talentshow setzt. Die Quote ist astronomisch hoch, aber da fällt mir ein, dass irgendwer in meiner Abwesenheit die Bücher führen und die Leute auszahlen muss.

Sam versetzt dem Fußende einen leichten Tritt. »Geht's dir wirklich gut?«

Ich nicke. Ich weiß, ich sollte ihm sagen, dass ich nach Hause fahre und er dann zu den Glücklichen gehört, die ein eigenes Zimmer haben, aber ich will das fragile Gefühl von Normalität nicht zerstören. »Bin nur müde.«

Sam nimmt seinen Rucksack. »Bis gleich, du armer Irrer.«

Ich hebe zum Abschied meine verbundene Hand, aber dann halte ich ihn auf. »Hey, Moment mal.«

Er hat die Hand schon auf der Klinke, als er sich umdreht.

»Also ... falls ich wegmuss. Meinst du, die Leute könnten weiter ihr Geld hier deponieren?« Es fällt mir schwer, ihn das zu fragen, weil ich mich in seine Schuld begeben und damit gleichzeitig meinen Rauswurf zur Wirklichkeit erkläre.

Trotzdem bin ich nicht bereit, die einzige Sache aufzugeben, die in Wallingford gut für mich läuft.

Er zögert.

»Vergiss es«, sage ich. »Ich habe nichts –«

Er unterbricht mich. »Bekomme ich Prozente?«

»Fünfundzwanzig«, antworte ich. »Fünfundzwanzig Prozent. Aber dafür erwarte ich mehr als nur das Geldeinsammeln.«

Er nickt bedächtig. »Gut, einverstanden.«

Ich muss grinsen. »Du bist der vertrauenswürdigste Typ, den ich kenne.«

»Mit Schmeichelei kommst du überallhin«, sagt Sam. »Nur nicht vom Dach, wie man sieht.«

»Danke«, stöhne ich. Ich hieve mich vom Bett und hole eine kratzige Schuluniformhose aus dem Schrank.

»Und warum solltest du wegmüssen? Die werfen dich doch nicht etwa raus, oder?«

Während ich die Hose anziehe, wende ich mich ab, aber meine Stimme verrät, wie unwohl ich mich fühle. »Nein. Keine Ahnung. Komm, ich erkläre dir, wie es funktioniert.«

Er nickt. »Okay. Was muss ich machen?«

»Ich gebe dir mein Notizbuch mit allen Wetten, Einsätzen und Quoten, und du schreibst einfach rein, welche Wetten du annimmst.« Ich richte mich auf, ziehe meinen Schreibtischstuhl an den Schrank heran und steige schnell auf den Sitz. »Hier.« Meine Finger schließen sich um das Notizbuch, das ich über die Schranktür geklebt habe. Ich reiße es ab. Da oben klebt noch eins aus dem letzten Jahr,

als die Geschäfte allmählich so gut liefen, dass ich mich nicht länger auf mein passables, aber eben nicht fotografisches Gedächtnis verlassen konnte.

Sam lächelt leise. Er staunt, weil er mein Versteck bisher nicht entdeckt hat. »Ich denke, das kriege ich hin.«

Er blättert in den Seiten, auf denen ich alle Wetten mit samt Quoten aufgelistet habe, die ich seit Anfang meiner Schulzeit in Wallingford angenommen habe. Darin wird darauf gewettet, ob die Maus, die durch Stanton House vagabundiert, von Kevin Brown mit dem Hammer erlegt wird oder von Dr. Milton mit seinen mit Bacon bestückten Fallen oder ob sie Chaiyawat Terweil in die tiergerechte Salat-Falle geht (der Quote nach gewinnt der Hammer). Andere Wetten wurden darüber abgeschlossen, ob Amanda, Sharone oder Courtney die Hauptrolle in *Pippin* bekommen und ob ihre Stellvertreterin ihr die Hauptrolle später abluchsen würde. (Courtney hat die Rolle; sie proben noch). Es gab sogar Wetten, wie oft pro Woche »Nussmuffins ohne Nüsse« in der Cafeteria serviert wurden.

Echte Buchmacher nehmen einen gewissen Prozentsatz und gehen davon aus, dass das Gleichgewicht der Wetten einen Gewinn garantiert. Wenn jemand zum Beispiel fünf Dollar für einen Kampf hinlegt, zahlt er in Wirklichkeit vier Dollar fünfzig plus fünfzig Cent an den Buchmacher. Dem Buchmacher ist es egal, wer gewinnt; für ihn muss die Quote stimmen, damit er die Gewinner mit dem Geld der Verlierer auszahlen kann. Ich bin kein echter Buchmacher. Die Schüler in Wallingford wollen auf alberne Sachen

wetten, die vielleicht nie stattfinden. Sie haben genug Geld, um es aus dem Fenster zu werfen. Manchmal kalkuliere ich die Quote also richtig – wie ein echter Buchmacher –, und manchmal rechne ich das Ganze auf meine Weise und zocke darauf, alles behalten zu können statt auszahlen zu müssen, was ich mir nicht leisten kann. Man könnte sagen, auf eine gewisse Weise wette ich mit.

»Denk dran«, sage ich, »nur Cash. Keine Kreditkarten, keine Uhren.«

Sam verdreht die Augen. »Willst du ernsthaft behaupten, die glauben, du hättest eine Kreditkartenmaschine hier oben?«

»Nein«, antworte ich. »Sie wollen, dass du mit ihrer Kreditkarte etwas für den Betrag kaufst, den sie dir schulden. Mach das bloß nicht; dann sieht es so aus, als hättest du die Karte gestohlen, und glaub mir, genau das erzählen sie auch ihren Eltern.«

Sam zögert. »Jep«, sagt er schließlich.

»Gut«, sage ich. »Auf dem Schreibtisch liegt ein neuer Umschlag. Vergiss nicht, alles aufzuschreiben.« Ich nerve, ich weiß, aber ich will ihm nicht verraten, dass ich das Geld brauche. Es ist kein Vergnügen, ohne Geld in der Tasche auf so eine Schule zu gehen. Ich bin der einzige Siebzehnjährige in Wallingford, der kein Auto hat.

Mit einer Geste bitte ich ihn, mir das Notizbuch zurückzugeben.

Als ich es gerade wieder festklebe, klopft plötzlich jemand laut an die Tür. Ich kippe beinahe vom Stuhl. Ehe

ich etwas sagen kann, geht die Tür auf und der Hausvorsteher kommt herein. Er schaut mich an, als würde es ihn nicht wundern, mich mit einer Schlinge um den Hals zu erwischen.

Ich springe vom Stuhl. »Ich habe nur –«

»Danke, dass du meinen Rucksack runtergeholt hast«, sagt Sam.

»Samuel Yu«, sagt Valerio. »Ich bin ziemlich sicher, dass die Frühstückszeit abgelaufen ist und der Unterricht begonnen hat.«

»Wetten, dass Sie recht haben?«, erwidert Sam und grinst mich an.

Ich könnte Sam reinlegen, wenn ich wollte. Genau so: Ich würde ihn um Hilfe bitten und ihm gleichzeitig eine Gewinnbeteiligung anbieten. So könnte ich ihn um einen Batzen von dem Geld seiner Eltern erleichtern. Ich könnte Sam betrügen, aber ich tue es nicht.

Echt nicht.

Als er die Tür hinter sich schließt, wendet Valerio sich an mich. »Ihr Bruder kann erst morgen früh kommen. Deshalb werden Sie gemeinsam mit den anderen Schülern am Unterricht teilnehmen. Wir überlegen noch, wo Sie die Nacht verbringen werden.«

»Zur Not können Sie mich immer noch ans Bett fesseln.« Das findet Valerio nicht lustig.

Meine Mutter hat mir die Grundlagen des Trickbetrugs zur gleichen Zeit erklärt wie die der Fluchmagie. Sie be-

nutzte die Fluchmagie, um zu bekommen, was sie wollte, und den Betrug, um ungestraft davonzukommen. Ich kann niemanden dazu bringen, jemanden auf Anhieb zu lieben oder zu hassen, so wie sie, oder dazu, den eigenen Körper gegen sich selbst zu wenden, so wie Philip. Ich kann auch niemandem das Glück entziehen, so wie mein anderer Bruder Barron, aber man muss kein Fluchmagier sein, um als Trickbetrüger zu glänzen.

Für mich ist der Fluch eine Krücke, der Betrug dagegen alles.

Es war meine Mutter, die mir Folgendes beigebracht hat: Wenn man jemanden reinlegen will – mit Magie und Schlaueit oder auch nur mit Schlaueit –, muss man das Opfer besser kennen als es sich selbst.

Zuallererst muss man sein Vertrauen gewinnen. Man muss das Opfer einwickeln und dafür sorgen, dass es sich für schlauer hält. Erst dann erklärt man – oder besser noch der Komplize –, worum es geht.

Das Opfer sollte beim ersten Mal direkt gewinnen. In diesem Geschäft ist das der »Überzeuger«. Wenn das Opfer weiß, dass es schon Geld in der Tasche hat und jederzeit gehen kann, kommt es aus der Deckung.

Im zweiten Schritt wird der Einsatz erhöht. Jetzt geht es um mehr. Hier muss sich meine Mutter nie Sorgen machen, denn als Gefühlswerkerin flößt sie jedem das nötige Vertrauen ein. Aber auch sie muss alle Stationen durchlaufen, damit das Opfer später, wenn es sich zurückerinnert, nicht merkt, dass es bearbeitet wurde.

Danach muss man nur noch raus aus der Geschichte und nichts wie weg.

Als Trickbetrüger hält man sich für schlauer als den Rest der Welt; man glaubt, an alles gedacht zu haben. Mit allem davonkommen und jeden reinlegen zu können.

Ich wünschte, ich würde nicht darüber nachdenken, alle möglichen Leute reinzulegen, aber der Unterschied zwischen mir und meiner Mutter besteht darin, dass ich mich nicht selbst reinlege.

ZWEITES KAPITEL

ICH SCHAFFE ES GERADE NOCH rechtzeitig, meine Uniform überzuziehen und zu Französisch zu hetzen; Frühstück gibt es schon lange nicht mehr. Das Schulfernsehprogramm von Wallingford erwacht knisternd zum Leben, als ich meine Bücher aufs Pult lege. Auf dem Bildschirm verkündet Sadie Flores, dass der Lateinklub in der Freistunde einen Kuchenbasar veranstaltet, um für den Bau einer kleinen Outdoor-Grotte zu sammeln. Außerdem trifft sich die Rugby-Mannschaft in der Sporthalle. Ich hängele mich von Stunde zu Stunde, ehe ich in Geschichte doch noch einschlafe. Als ich ruckartig aufwache, mit einem vollgesabberten Ärmel, fragt Mr Lewis gerade: »In welchem Jahr trat das Verbot in Kraft, Mr Sharpe?«

»Neunzehnhundertneunundzwanzig«, murmele ich. »Neun Jahre nach Beginn der Prohibition. Direkt vor dem Zusammenbruch des Aktienmarkts.«

»Sehr gut«, sagt er unzufrieden. »Können Sie mir auch sagen, warum das Verbot im Gegensatz zur Prohibition bis heute nicht wieder aufgehoben wurde?«

Ich wische mir den Mund ab. Meine Kopfschmerzen sind immer noch da. »Äh, vielleicht weil der Schwarzmarkt die Leute mit genügend Fluchmagie versorgt?«

Einige Schüler lachen, aber Mr Lewis verzieht keine Miene. Er zeigt auf die Tafel, wo mit Kreide mehrere Gründe aufgelistet stehen. Irgendwas über Initiativen aus der Wirtschaft und ein verlängertes Handelsabkommen mit der Europäischen Union. »Anscheinend sind Sie auch im Schlaf zu vielem fähig, Mr Sharpe. Das Verfolgen meines Unterrichts gehört jedoch offensichtlich nicht dazu.«

Er erntet mehr Lacher. Ich halte mich die restliche Stunde über wach, obwohl ich mich dafür ein paar Mal mit einem Stift piksen muss.

Dann gehe ich in mein Zimmer und verschlafe den Förderunterricht, das Leichtathletiktraining und den Debatteklub. Als ich zur Abendessenszeit aufwache, spüre ich, wie der Rhythmus meines normalen Lebens verebbt. Und ich habe keine Ahnung, wie ich das ändern könnte.

Die Wallingford-Schule ist in vielerlei Hinsicht so, wie ich sie mir vorstellte nach der Lektüre der Broschüre, die Bar-

ron mitgebracht hatte. Der Rasen ist nicht ganz so grün und die Gebäude sind kleiner, aber die Bibliothek ist wirklich gut sortiert und zum Abendessen trägt man Sakko. Die Schüler kommen aus zwei Gründen hierher. Entweder ist die Privatschule ihr Sprungbrett auf eine angesagte Uni oder sie wurden von einer staatlichen Schule verwiesen und umgehen dank des Geldes ihrer Eltern die Schule für jugendliche Straftäter, ihre einzige Alternative.

Wallingford ist nicht die erste Liga, aber immerhin wurde ich aufgenommen, trotz meiner Verbindungen zu den Zacharovs. Es war Barrons Idee, dass die Schule mir eine gewisse Struktur bieten könnte. Kein unordentliches Haus mehr, kein Chaos. Ich habe mich gut gehalten. Hier ist meine Unfähigkeit, Fluchmagie zu praktizieren, nämlich ein Vorteil – zum ersten Mal ist es etwas Gutes. Dennoch stelle ich eine verstörende Tendenz fest, mir Probleme an den Hals zu schaffen, die es in diesem neuen Leben gar nicht geben dürfte. Wie zum Beispiel mein Wettbüro, weil ich eben Geld brauche. Anscheinend kann ich es einfach nicht lassen, was zu drehen.

Der holzvertäfelte Speisesaal hat eine hohe Gewölbedecke, die der Geräuschkulisse einen besonderen Hall verleiht. An den Wänden hängen Bilder bedeutender Schulleiter und ein Porträt von Wallingford selbst, versteht sich. Colonel Wallingford, der Gründer der Wallingford-Schule und Opfer der Fluchmagie im Jahr vor dem Verbot, verhöhnt mich aus seinem Goldrahmen heraus.

Meine Schuhe klicken auf den abgetretenen Marmorfliesen, und ich runzele die Stirn, weil die vielen Stimmen wie ein einziges Summen in meinen Ohren dröhnen. Während ich immer weiter bis zur Küche gehe, werden meine Hände feucht und der Schweiß tränkt meine Baumwollhandschuhe, als ich die Küchentür öffne.

Ich sehe mich automatisch nach Audrey um. Sie ist nicht da, aber ich hätte nicht gucken dürfen. Ich muss sie gerade so viel ignorieren, dass sie glaubt, es wäre mir egal. Aber es darf auch nicht übertrieben wirken, denn das würde mich genauso verraten.

Vor allem heute, wo ich so neben mir stehe.

»Sie sind spät dran«, sagt eine der Küchenhelferinnen, ohne vom Tisch der Essensausgabe aufzuschauen, den sie gerade abwischt. Sie sieht aus, als müsste sie längst in Rente sein – mindestens so alt wie mein Großvater –, und ein paar Dauerwellenlocken quellen aus ihrer Plastikhaube. »Das Abendessen ist vorbei.«

»Ja.« Dann murmele ich noch: »Entschuldigung.«

»Das Essen ist schon verpackt.« Jetzt sieht sie auf und hebt abwehrend die Hände in den Gummihandschuhen. »Es ist bestimmt schon kalt.«

»Ich mag kaltes Essen.« Ich besteche sie mit meinem schönsten kleinlauten Lächeln.

Sie schüttelt den Kopf. »Und ich mag Jungen mit einem gesunden Appetit. Ihr seid alle so mager, und in der Zeitung steht, dass ihr euch zu Tode hungert, genau wie die Mädchen.«

»Also ich nicht«, sage ich, und pünktlich knurrt mein Magen. Das bringt sie zum Lachen.

»Setz dich in den Saal, ich bringe dir was. Nimm schon mal ein paar Plätzchen mit.« Nun da sie beschlossen hat, dass ich ein verhungerner kleiner Junge bin, macht sie sich fröhlich an die Arbeit.

Im Gegensatz zu den Cafeterien in den meisten Schulen ist das Essen in Wallingford gut. Die dunklen Kekse sind großzügig mit Sirup und Ingwer gewürzt und die Spaghetti, die sie mir bringt, sind zwar lauwarm, aber ich schmecke Chorizo in der roten Sauce. Als ich mein Brot hineintunke, kommt Daneca Wasserman an meinen Tisch.

»Darf ich mich dazusetzen?«, fragt sie.

Ich werfe einen Blick auf die Wanduhr. »Gleich fängt die Stillbeschäftigung an.« Ihr Wuschelkopf aus braunen Locken sieht ungekämmt aus, sie trägt einen Haarreif aus Sandelholz. Ich senke den Blick auf die Hanftasche an ihrer Hüfte und die tausend Buttons darauf, zum Beispiel POWERED BY TOFU, WEG MIT DEM GESETZESENTWURF 2, MEHR RECHTE FÜR FLUCHMAGIER.

»Du warst nicht im Debattierklub«, sagt sie.

»Richtig.« Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich Daneca entweder aus dem Weg gehe oder nur ausweichend auf ihre Fragen antworte, aber das tue ich schon, seit ich nach Wallingford gekommen bin. Dabei ist sie mit Sam befreundet, was es schwierig macht, sie nicht zu treffen.

»Meine Mutter will mit dir reden. Sie sagt, deine Aktion war ein Hilferuf.«

»Stimmt«, antworte ich. »Darum habe ich ja auch ›Hiiiiilfe‹ gerufen. Ich hab mich schon immer klar ausgedrückt.«

Sie schnaubt ungehalten. Danecas Familie gehört zu den Gründern von HEX, der Interessenvertretung, die sich dafür einsetzt, Fluchmagie wieder zu legalisieren. Es geht ihnen dabei vor allem darum, gesetzlich schärfer gegen schwerwiegendere Magie vorgehen zu können. Ich habe ihre Mutter im Fernsehen gesehen, im Büro ihres Backsteinhauses in Princeton. Durch ein Fenster in ihrem Rücken konnte man in einen blühenden Garten schauen. Mrs Wasserman redete davon, dass ungeachtet der Gesetze niemand bei einer Hochzeit oder Taufe auf einen Glückswerker verzichten würde und dass diese Art von Magie segensreich sei. Sie wies darauf hin, dass nur das organisierte Verbrechen davon profitiere, wenn Magier daran gehindert werden, ihr Talent legal auszuüben. Mrs Wasserman bekannte sich dazu, selbst Magierin zu sein. Es war eine beeindruckende Rede. Eine gefährliche Rede.

»Mom befasst sich die ganze Zeit mit Fluchmagierfamilien«, sagt Daneca. »Und mit den Problemen, die auf diese Kinder zukommen.«

»Das weiß ich doch, Daneca. Hör zu, ich wollte letztes Jahr nicht in deinen Junior-HEX-Club eintreten und ich will mit dem Ganzen immer noch nichts zu tun haben. Ich bin kein Fluchmagier, und es ist mir egal, ob du dazu gehörst. Such dir einen anderen, wenn du jemanden anwer-

ben, retten oder sonst was willst. Und deine Mutter möchte ich auch nicht treffen.«

Sie zögert. »Ich bin keine Fluchmagierin. Echt nicht. Nur weil ich –«

»Ist mir egal, das hab ich doch schon gesagt.«

»Es ist dir egal, dass Fluchmagier in Südkorea zusammengetrieben und erschossen werden? Und dass sie hier in den USA im Grunde zu einer Art Leibeigenschaft bei den Gangsterfamilien gezwungen werden, ist dir auch egal? Das interessiert dich einfach nicht?«

»Genau, es schert mich nicht.«

Valerio kommt durch den Speisesaal auf mich zu. Das reicht auch Daneca, die keinen Tadel riskieren will, nur weil sie nicht da ist, wo sie sein sollte. Sie legt die Hand auf ihre Tasche und geht. Dann wirft sie mir einen letzten Blick zu, eine Mischung aus Enttäuschung und Verachtung, die mich trifft.

Ich stecke mir ein dickes Stück Brot mit Sauce in den Mund und stehe auf.

»Herzlichen Glückwunsch. Sie dürfen heute Nacht in ihrem Zimmer schlafen, Mr Sharpe.«

Ich nicke kauend. Wer weiß, wenn ich heute Nacht durchhalte, lassen sie mich vielleicht doch bleiben.

»Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, dass Dekan Wharton mir seinen Hund überlassen hat, der im Flur schlafen wird. Dieser Hund wird aus vollem Hals bellen, wenn Sie wieder einen mitternächtlichen Ausflug machen. Ich möchte Sie nicht außerhalb Ihres Zim-



Holly Black

Weißer Fluch

Band 1

Taschenbuch, Klappenbroschur, 384 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-570-30805-9

cbt

Erscheinungstermin: Dezember 2013

Was geschieht, wenn alles, was du berührst, verflucht ist?

In einer Welt, in der Magie seit Jahrzehnten verboten ist, sind allein sie mächtig – die Fluchmagier. Menschen, die Erinnerungen, Gefühle und das Schicksal mit der geringsten Berührung ihrer Hand verändern können. Menschen, die im Untergrund arbeiten. Cassel Sharpe entstammt einer solchen Familie von Fluchmagiern, doch er ist ein Außenseiter, der einzige normale Teenager in einer magisch begabten Familie. Es gibt nur ein kleines Problem dabei: Vor drei Jahren hat Cassel seine beste Freundin Lila umgebracht – und er weiß nicht, warum ...